

Die Anfänge

Auf welche Situation sich Alfred Welker im Herbst 1981 eingelassen hatte, verdeutlichen seine Rundbriefe, die er damals, wann immer er sich Zeit nehmen konnte, an seine Freunde und Unterstützer in der Heimat schrieb:

100 Tage in der Hölle von Cali

Eine junge Frau, Martha, sechs Kinder – eines starb inzwischen – hausend in einem Teil einer Hütte, in Dreck und Speck mit Hühnern, zwei Hunden, drei Ratten und Hunderten von Fliegen (für dieses Dreckloch muss sie noch viel Miete bezahlen) fragte mich: „Padre, gibt es eine Hölle?“ Und sie gab sich

„Schau, Onkel, da geht mein Padre vorbei!“

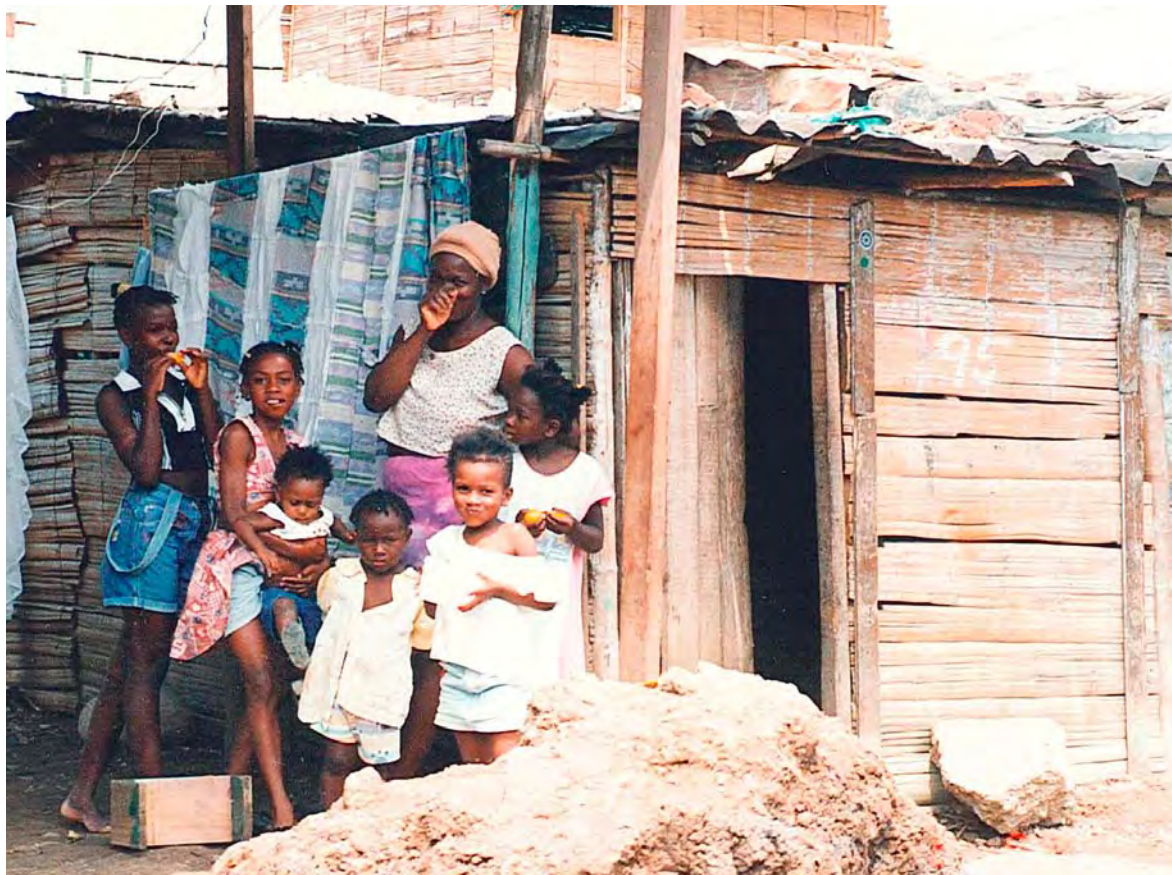
Ausruf eines Kindes in Cali

selbst die Antwort: „Ich habe kaum etwas zu essen, keine Arbeit. Mein Mann ist auf Nimmerwiedersehen nach Venezuela untergetaucht. Ich muss ab und zu anschaffen gehen (= Prostitution) und ab und zu einen Schluck Schnaps durch die Kiemen ziehen (= alkoholsüchtig). Für mich ist dieses Leben die Hölle.“ Viele Mütter hier müssen so leben, damit die vielen

Aus einem Interview mit der Jesuitenmission im Frühjahr 2008:

Padre Alfredo, denkst du nach fast dreißig Jahren in Cali noch manchmal an die Anfänge zurück?

Ja, manchmal wenn ich durch die Straßen laufe, denke ich an die vielen Überschwemmungen und welches Glück wir hatten. Damals war ich auch ein Dickschädel. Ich habe durchgesetzt, dass vor dem Bau der Schule, der Kirche und der anderen Gebäude das Gelände so geebnet wurde, dass sie überschwemmungssicher sind. Da sind wir wirklich gut dran. Das war damals eine sehr schwierige Zeit für die Menschen hier. Sie wohnen erbärmlich, hatten kaum etwas zu essen und es gab weder Schulen noch ärztliche Versorgung. Ich erinnere mich, dass in Retiro einmal binnen vierzehn Tagen zwanzig Kleinkinder verhungerten. Das zu sehen, war sehr schwer.



DIE ANFÄNGE

Kinder, die sie haben, nicht verhungern. Die Väter sind schnell im Zeugen von Kindern und genauso schnell verlässt sie die Verantwortlichkeit. Die Frauen sitzen alleine da mit fünf, sechs oder zehn Kindern, und die Hölle beginnt: betteln, lügen, stehlen; Misstrauen, Schläge, Hass. Wie können diese Menschen ihre menschliche Würde retten? Aber bitte denkt oder sagt nicht, warum setzen diese Leute so viele Kinder in die Welt. Kinder sind der einzige Stolz einer Mutter, einer Frau. Außerdem garantieren die Kinder die Altersversorgung. Natürlich fehlt es an Information und Bildung; aber wir leben hier in einem der fruchtbarsten Gebiete der Welt (Tal des Rio Cauca) und mit ein bisschen Nächstenliebe und ein bisschen Hirn im Schädel wäre es spielend leicht möglich, genügend zum Essen, Arbeiten und Leben zu beschaffen, wenn die Verantwortlichen wollten.

Aber, geneigter Leser, bedenke: Dieses Gebiet um Cali (3-5 Millionen leben hier) ist größer als Bayern (11 Millionen Einwohner) und gehört vier miteinander verwandten Familien. Und wer opfert schon ein Stück von seinem heiligen ererbten Familienbesitz. Jetzt hat mich mein Zorn schon fast wieder politisch werden lassen.

Mein eigenes „Pfarrhaus“

Zurück zur „Hölle“. Wie kam ich in dieses Inferno (span. Wort für Hölle)? Sehr schnell. Acht Tage lebte ich im Jesuitenkolleg im Zentrum von Cali, wohlgeborgen an der Mutterbrust der Gesellschaft

Jesu. Und jeden Tag gondelte ich drei Stunden lang in klapprigen total verdreckten Bussen herum (hin und zurück), um zu meinen Pfarrkindern in den Barrios El Vergel, El Retiro, El Poblado und Los Comuneros weit im Osten von Cali, einem ehemaligen Sumpfgebiet, zu gelangen (barrio = span. Wort für Stadtviertel). Der große Zeitverlust und die Verschiedenheit der beiden Welten (hier: Dusche, Essen an gedecktem Tisch mit Messer und Gabel. Dort: ab-

gestandenes Regenwasser und Essen aus einem Napf mit Fingern. Probleme hier: Wie geht es in Deutschland? Wo haben Sie Ihre Studien gemacht? Probleme dort: Seit zwei Tagen habe ich nichts Festes zwischen den Zähnen gehabt; in welchem „Laden“ können wir drei Maisbrötchen stehlen ohne erwischt zu werden), zwangen mich schnell, die Zivilisation wieder zu verlassen. Ich zog in die Nachbarpfarre meiner „Pfarrei“, aber auch dort konnte ich nur eine Woche



ruhigen Gewissens schlafen. Ein Gringo (so nennen die Leute hier ein wenig verächtlich ihre „Freunde“ aus dem hohen Norden = USA) hat dort ein Pfarrzentrum errichtet mit allem Komfort, während das Kirchenvolk ringsum im Dreck sitzt, wirklich und im wörtlichen Sinn. Getrieben von einem Impuls des guten Geistes (eine Woche später explodierte ein Kessel in dem Zimmer, in dem ich wohnte), spazierte ich durch EI Vergel und suchte eine „bessere Wohnung“, näher bei den Leuten. Schon nach kurzem sprach mich lallend ein Mann auf der Calle (= Straße, Weg) an, schwankend wie ein Zuckerrohr im Sturm, und lud mich zu einem Bier ein, was ich nicht ablehnte, da ich inzwischen auch Durst hatte. Übrigens müssen wir hier in den Tropen täglich drei bis fünf Liter Flüssigkeit zu uns nehmen, um nicht auszutrocknen. Wir wurden Freunde und seit diesem Tag lebe ich in seiner Hölle, oder geschwollen ausgedrückt: Seitdem ist seine Hütte mein Pfarrhaus, ich vermute, eines der nobelsten Pfarrhäuser der Welt!

In jener ersten Nacht

Folgendes werde ich nie vergessen: Schon in der ersten Nacht, die ich hier in diesem „Pfarrhaus“ war, hat mich ein Nachbar geholt: „Padre komm, hilf uns, meine Tochter (acht Monate) liegt im Sterben.“ Und ich gehe, erlebe die Familie leidend und kämpfend gegen die Hölle. Ich habe – zornig – mit ihnen gebetet und das Kind getauft. Und eine ungeheure Wut hat mich gepackt: Warum konnte dieses Kind nicht in Deutschland geboren werden, sondern muss

in dieser Hölle verrecken, wo es keinen Arzt gibt für 100.000 Menschen. Und nachts keiner kommt, auch nicht um teures Geld, aus Angst um sein Leben. Nachts herrscht hier das Gesetz des Wilden Westens – man raubt, überfällt und mordet. Es gibt keine Polizei. Das einzige Gesetz ist die Machete und der Tod. Unterhaltung mit Macheten. Sicher gibt es Nachbarschaftshilfe und Freundeskreise, aber man muss schon mit der Laterne des Diogenes suchen. Noch nie in meinem Leben habe ich solch hässliches und egoistisches Verhalten erlebt wie hier unter den Ärmsten der Armen. Ein Beispiel: Ein älterer Herr (schwarze Hautfarbe), sechs Kinder, Frau ist verduftet. Die Freude dieser Familie ist ein lustig grunzendes fettes Schwein. Mühsam ziehen sie es auf, obwohl sie selber kaum etwas zum Essen haben, in der Hoffnung, wenigstens später einmal einige Wochen lang Fleisch essen zu können. Aber was passiert? Eines Nachts verschwindet das Ferkel. Und am nächsten Tag feiern die Nachbarn ein brausendes Fest mit vielen Freunden und verzehren genüsslich, dreckig grinsend, vor den Augen der siebenköpfigen Familie das gestohlene Schwein. Der arme Mann kann nichts machen, denn es steht eine Machete gegen fünf. Ist das nicht diabolisch? Wenn das nicht die Hölle ist?

Litanei des Elends

Ich traue mich schon fast nicht mehr auf die Straße. Überall laufen mir die Leute nach: „Padre, wir haben heute nichts zu essen.“ – „Unser Brüderchen braucht Milch.“ – „Mein Mann ist betrunken und





schlägt mich.“ – „Unsere Hütte steht unter Wasser.“ – „Ich habe keinen einzigen Peso, um mit dem Bus in die Schule fahren zu können.“ Und noch eine weitere Litanei.

Blumen säen

Für mich ist am schwersten zu begreifen, dass das Volk, das im Dunkeln sitzt, den Zugang zum Licht schon verloren hat; der Blinde will gar nicht sehen; so dass die Sehenden, die Herrschenden, jeden Blödsinn verzapfen können. Trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf, sie ist ja ein Wesensmerkmal der christlichen Religion: auch in jedem Sumpf gibt es Sumpflumen, so versuche auch ich hier langsam einige Blumen zu säen und ganz konkret in kleinen Frontabschnitten den Kampf gegen die „Hölle“ aufzunehmen.

Sie starb wie eine Heilige

In einer Woche im Februar hatte ich fünf Beerdigungen. Von den fünf Leichen war nur eine einzige nicht in Bekanntschaft mit der Machete geraten, d. h. vier wurden erstochen, darunter auch ein 14-jähriges Mädchen, die junge Liliane. Sie starb wie eine Heilige. Sie war in der Hütte ihrer Freundin, als der Verlobte ihrer Freundin in einem Tobsuchtsanfall zur Machete griff und seine Freundin umbringen wollte. Liliane warf sich dazwischen und erwischte die tödlichen Stiche. Einige junge Burschen verfrachteten sie schnell auf ein altes Motorrad, um sie in ein Krankenhaus zu bringen. Aber sie verblutete auf dem



Weg. Ihre letzten Worte waren: „Ich verzeihe allen.“ Starb sie nicht wie eine Heilige? Ich bin überzeugt, mit ihrem Blut wurde der Same gelegt für ein reiches Blumenbeet in unserem höllischen Sumpf der Gewalt und des kaltblütigen Ermordens.

Überschwemmung in der Nacht zum Ostermontag

Bei der letzten großen Überschwemmung, die wir hier in der Nacht zum Ostermontag hatten, erlebte ich zwei schöne Sachen meiner schwarzen Freunde: Einer stand bis zum Bauch im Dreckwasser, in seinem Stand Früchte verkaufend, obwohl niemand vorbeikam, außer ich mit einigen Soldaten in einem Militärboot, um Kinder und Kranke aus den Hütten zu holen. Natürlich kauften wir ihm einige Bananen ab, und beinahe hätte das Boot sein „Einkaufszentrum“ gerammt. Einige Ecken weiter schreien mir drei schwarze Kinder aus einem hochliegenden Fenster zu. Ich bin erschrocken, denn die meisten haben die Hütten verlassen und sich vor der Überschwemmung in Sicherheit gebracht. Weit und breit sind die drei Knirpse allein. Ich frage sie, warum sie nicht mit uns kommen wollen. „Das ist nicht möglich, denn wir müssen unsere Hütte vor Räufern schützen.“



Der Chirurg Josef Thalhammer, der über die „Ärzte für die Dritte Welt“ im Projekt gearbeitet hat, erinnert sich:

„Prägend waren von Anfang an und jedes Mal wieder: die wahnsinnsvielen Kinder. Wo du gehst oder sitzt, immer ist eine Handvoll Kinder da.“

Nun gut. Ich werfe ihnen jedenfalls sicherheitshalber einen Plastikbeutel voll Lebensmittel zu. Sie bedanken sich und winken uns noch „Tschau“ zu. Sind das nicht originelle Burschen, meine Pfarrkinder?!

Mit diesen Schilderungen bin ich schon mitten drin im größten Problem unserer Barrios: die Überschwemmungen. Seit dem 8. Dezember 1981 hatten wir sechs Überschwemmungen. Der Hauptwasserkanal Calis passiert zwischen El Vergel und El Retiro (zwei Barrios meiner Pfarrei), und verlässt bei jedem größeren Regenfall seine kaum erhöhten Ufer. Jedesmal richtet eine derartige Überschwemmung für 4.000 bis 5.000 Hütten unbeschreiblichen Schaden an, ertrinken Personen und sterben Kinder an den nachher ausbrechenden Epidemien – ein unbeschreibliches Unglück für diese armen Leute.

An einem Tag eine Schule gebaut

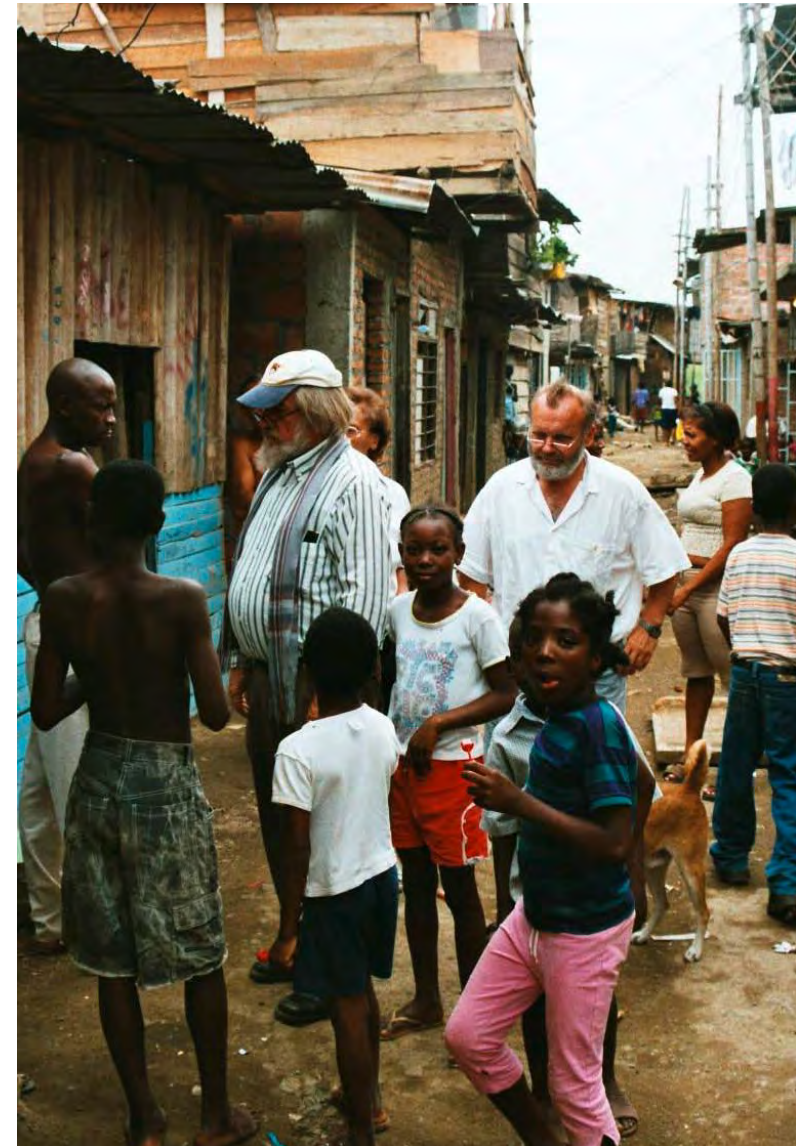
Nun noch eine sehr schöne Geschichte. Am Aschermittwoch dieses Jahres haben wir an einem Tag eine Schule gebaut. Durch Zufall traf ich an einem Stand einen älteren Herrn, der sich Präsident eines Komitees im miserabelsten Teil von El Vergel schimpfte. Wir unterhielten uns über alles Mögliche und schließlich fassten wir den Plan, eine Schule zu organisieren. Er sagte mir, das Komitee habe ein Grundstück. „Gut, machen wir eine Wette“, sagte ich ihm. „Wenn Sie die Leute zur Arbeit bringen, schaffe ich das Material (Bambusstangen, Kartonziegel, Bretter) herbei.“ Am Aschermittwoch begannen wir

um 9 Uhr und welche Überraschung: Selbst Mütter kamen mit Schaufel und Hammer und arbeiteten mit. Um 5 Uhr abends war die Schule fertig. Und am Montag darauf haben wir den Unterricht angefangen mit zwei Lehrerinnen und 200 Kindern (Unterricht jeweils zwei Gruppen vormittags à 50 Kinder und zwei Gruppen nachmittags). Diese Aktion des Aschermittwochs 1982 war eine phantastische Sache. Klar, nicht jede Woche geschieht so etwas. Meistens ist es ein langer Kampf, bis mal ein paar Leute den Hintern heben, um die Kraft ihrer Hände oder ihres Hirns für ein Gemeinschaftswerk zur Verfügung zu stellen.

Tag eines „Slumpfarrers“

Wie läuft so ein Tag eines „Slumpfarrers“ ab: Um 6 Uhr stehe ich auf, wasche ein wenig das Gesicht und meditiere ein paar fromme Gedanken. Um halb 7 Uhr bringen bereits die ersten Mütter ihre Kleinkinder in den Kinderhort. Ich braue mir schnell einen Kaffee und drücke mir zwei Maisbrötchen in die Kiemen. Um halb 8 Uhr kommen die zwei Köchinnen des Kinderhortes, während ich bereits mit „Werkzeugtasche“ zu einer Schule abziehe. Kurz vor 9 Uhr tauchen die Köchinnen der beiden anderen Kinderhorte auf, um die Lebensmittel abzuholen.

Ab 9.30 Uhr mache ich einen Rundgang in die drei anderen Schulen und Kinderhorte, um ein wenig nach dem rechten zu schauen, mir Klagen anzuhören, mit den Kindern zu spielen und manchmal dem



DIE ANFÄNGE



einen oder anderen kräftig die Ohrwaschel zu ziehen, weil er auf die Kleineren Steine wirft. Natürlich muss ich ein paar Mal einem Baby den Hintern abwischen, um das Personal zu guten Taten zu ermuntern.

Gegen 12 Uhr gelange ich wieder in die „Zentrale“, wo ich wohne, um meine Portion Reis mit Kartoffel und ein Stückchen nach Fleisch schmeckendem Gebäck mit 50 Kindern dieses Kinderhorts einzunehmen. Diese Mahlzeit mit den Kleinkindern ist wirklich jedesmal ein erfrischendes Fest: Wir singen, wir essen, wir trinken und „sukeln“ (d.h. wir beschmutzen den Boden und den Bart).

Ab 1 Uhr folgt ein zweiter Rundgang, wie vormittags. Selbstverständlich treffe ich auf dem Weg viele Leute mit Problemen, mit Fragen und Wünschen. Alles geht zu Fuß, das ist wunderbar. Und alle haben



Zeit und möchten ein Weilchen mit dem Padre reden, oft auch nur so, was mir natürlich nicht immer gefällt, weil ich meine Zeit nicht nur für sinnloses „Schmarren“ verwenden kann. Besuche in Hütten von Kranken oder besonders Armen oder Sterbenden ergeben sich von selbst. Es ist jedesmal ein reichhaltiges interessantes Programm.

Auf jedem „Spaziergang“ entdecke ich eine neue Familie oder einen neuen Fall von himmelschreiendem Elend. Mehr als 10 km laufe ich jeden Tag und habe so einen sehr guten Kontakt zu meinen Pfarrkindern. Und immer kann ich mich nicht eines Schmunzeln erwehren, wenn ich höre beim Vorbeigehen, wie ein kleiner Knirps, der mich natürlich kennt, zu seinem neu angekommenen Onkel sagt: „Schau, Onkel, da geht *mein* Padre vorbei.“ Ich glaube, diese Kinder mögen mich, und ich habe mein



Herz an sie verloren. Ich werde mein Bestes tun, dass sie eine bessere Zukunft haben.

Zwischen 4 und 5 Uhr treffe ich wieder in der „Zentrale“ ein, wo inzwischen die ersten Mütter ihre Kleinen abholen und die Schule der ersten Klasse zu Ende geht. Ich kann noch einige mutmachende Worte an die eine oder andere Mutter richten. Ich glaube, in den drei Kinderhorten haben wir schon einige Kleinkinder vor dem Hungertod gerettet.

Ab 5 Uhr rüste ich mich für eine Messe in einer Hütte in EI Vergel oder in EI Retiro. Das ist eine Sache, die mir persönlich sehr gut gefällt, die Leute laden mich z. B. zu einer Messe in ihre Hütte anlässlich eines Todestages ein. Und es kommen die Freunde und Angehörigen aus näherer Umgebung, oft inmitten des größten Elends. Das erinnert mich



sehr an die Situation der Urkirche. Und die Leute sind so intensiv bei der Messe dabei, dass es sogar auf mich abfährt, und ich die Nähe Christi direkt spüren kann. Das gibt wieder viel Kraft und ich fühle mich bestätigt, drinzubleiben in dieser „Hölle“. Nach der Messe gibt es dann noch einen Schluck Kaffee, Händeschütteln und Kinder in die Luft werfen.

Inzwischen ist es bereits finsterste Nacht geworden und ich tappe auf dunklem Pfad in Richtung „Heimat“, wo ich um 19.30 Uhr jeden Tag Messe habe. Meistens warten schon Leute, und die letzten Mütter kommen, um ihre Kinder abzuholen. Nach der Messe gibt es noch einige handfeste Probleme zu klären. Zurzeit mache ich noch für eine Gruppe von Kindern einen Deutschkurs. Sie können ordentliche Grüße wie: »Grüß Gott; wie geht es, dumme Kuh!« Mit diesem Kurs möchte ich ein wenig die Intelligenz



und das Durchhaltevermögen testen und verbessern. Inzwischen ist es schon 22 Uhr geworden. Ich erledige noch einige Kleinigkeiten, schreibe an diesem Rundbrief, baue mein Moskitonetz auf, bringe die Schnaken innerhalb des Netzes um und empfehle mich todmüde dem Schöpfer, hoffend, dass er mich in dieser Nacht noch nicht abberuft. So ist der Tageslauf eines Slumpfarrers in der Hölle von Cali, anstrengend, zermürend, schweißtreibend aber schön.

Nun, geneigter Leser, inzwischen sind schon einige Tage vergangen, und der Brief ist noch nicht fertig. Jetzt ist Sonntagnacht 10 Uhr. Heute muss der Brief enden.

Ich hätte Euch noch so viel zu erzählen.

Alfred Welker

